



Lottie Moggach

ICH BIN TESS

Roman



script 5

Lottie Moggach

ICH BIN TESS

Übersetzt von Jessika Komina und Sandra Knuffinke

Roman

Unverkäufliche Leseprobe





ISBN 978-3-8390-0158-5

1. Auflage 2014

Erschienen unter dem Originaltitel *Kiss me first* bei Pan Macmillan, London.

Copyright © 2013 by Lottie Moggach.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe: script5, 2014

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Englischen übersetzt von Jessika Komina und Sandra Knuffinke

Umschlagfotos: © iStockphoto.com/bubaone; Pablo631

Umschlaggestaltung: Martina Kurz

Redaktion: Ruth Nikolay

Printed in Germany

www.script5.de

Für Mum und Kit

Es war Freitagabend und das Projekt lief seit ungefähr neun Wochen. Tess' Stimme klang ganz normal, aber ich konnte sehen, dass sie geweint hatte, und ihr schmales Gesicht war blass. In den ersten paar Minuten unseres Gesprächs hatte sie den Kopf an die Wand hinter ihrem Bett gelehnt und den Blick zur Decke gewandt. Dann aber richtete sie sich auf und starrte direkt in die Kamera. So hatte ich ihre Augen noch nie gesehen: ausdruckslos und zugleich voller Panik. Mum hatte manchmal auch so geguckt, ganz am Ende.

»Ich habe Angst.«

»Wovor?«, fragte ich begriffsstutzig.

»Ich hab so eine Scheißangst«, sagte sie und brach in Tränen aus. Sie hatte noch nie vor mir geweint; tatsächlich hatte sie mir erzählt, dass sie fast nie weinte. Das war eine der Sachen, die wir gemeinsam hatten.

Dann schniefte sie, wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und fragte schließlich mit etwas festerer Stimme: »Verstehst du?«

»Klar«, antwortete ich, auch wenn das nicht ganz der Wahrheit entsprach.

Einen Augenblick lang blickte sie unverwandt in die Kamera, dann bat sie: »Kann ich dich sehen?«

Zuerst dachte ich, sie meinte: *Können wir uns treffen?*, und wollte sie schon daran erinnern, dass wir uns doch darauf geeinigt hatten, so etwas lieber sein zu lassen, aber sie schnitt mir das Wort ab.

»Schalt deine Kamera ein.«

Nach kurzem Zögern erwiderte ich: »Ich denke, es ist besser, wenn wir das nicht machen.«

»Ich will dich sehen«, beharrte Tess. »Du siehst mich schließlich auch.« Sie starrte noch immer in die Kamera, die Augen fast schon wieder trocken. Dann schenkte sie mir ein kleines Lächeln und ich spürte, wie ich weich wurde. Es war schwer, ihr zu widerstehen, und ich hatte schon ein *Na schön* auf der Zunge, aber stattdessen sagte ich: »Ich finde einfach, das ist keine gute Idee.«

Sie sah mich noch ein bisschen länger an, schließlich aber zuckte sie mit den Schultern und richtete den Blick wieder zur Decke.

Ich möchte ehrlich sein: Ich wollte nicht, dass Tess mich sah, weil ich fürchtete, ihren Erwartungen nicht zu entsprechen. Mir ist klar, dass diese Angst nicht rational war – wer weiß schon, wie sie sich mich vorgestellt hat? Und außerdem war es ja auch egal. Aber ich hatte ihr Gesicht so eingehend studiert, kannte alle Feinheiten eines jeden Ausdrucks darauf, und konnte den Gedanken einfach nicht ertragen, nach dem Einschalten der Kamera einen Anflug von Enttäuschung darüberhuschen zu sehen, und sei er auch noch so flüchtig.

Den Blick immer noch zur Decke gewandt, sagte sie: »Ich kann das nicht.«

»Natürlich kannst du«, entgegnete ich.

Eine Minute lang schwieg sie, bevor sie schließlich untypisch kleinlaut fragte: »Wäre es in Ordnung, wenn wir für heute Schluss machen?« Dann beendete sie das Telefonat, ohne auf eine Antwort zu warten.

Ich muss gestehen, dass mir dieses Gespräch seit damals wiederholt durch den Kopf gegangen ist.

Alles, was ich dazu sagen kann, ist, dass ich so reagiert habe, wie es mir damals richtig erschien. Tess war verstört und ich habe sie getröstet. Es kam mir vollkommen natürlich vor, dass sie Angst hatte. Und als wir am nächsten Tag miteinander redeten, war sie wieder so, wie ich es zu diesem Zeitpunkt als normal bezeichnet hätte – gefasst, höflich, distanziert. Den Vorfall erwähnten wir nicht mehr.

Ein paar Tage später blickte sie in die Kamera und tippte auf die Linse – eine Angewohnheit von ihr. »Hast du alles, was du brauchst?«

Ich war davon ausgegangen, dass wir die Kommunikation ganz bis zum Ende aufrechterhalten würden. Aber ich hatte auch gewusst, dass dieses Ende irgendwann einmal kommen musste. Also antwortete ich: »Ja, ich glaube schon.«

Sie nickte, mehr vor sich hin als für mich, und wandte dann den Blick ab. In diesem Moment, als mir klar wurde, dass ich sie gerade zum letzten Mal sah, verspürte ich einen plötzlichen, heftigen Adrenalinstoß und zugleich etwas wie Traurigkeit.

Nach einer recht langen Pause sagte Tess: »Ich kann dir gar nicht genug danken.« Und dann: »Mach's gut.« Sie sah in die Kamera und vollführte eine Geste, als würde sie salutieren.

»Du auch«, sagte ich. Und: »Danke.«

»Warum dankst du mir?«

»Ich weiß nicht.«

Sie sah hinunter, auf ihr Bein oder das Bett. Ich starrte auf ihre lange, flache Nase, die Wölbung ihrer Wangenknochen, die haarfeinen Fältchen um ihren Mund.

Dann hob sie den Kopf, beugte sich vor und schaltete die Kamera aus.

Und das war es. Unser letztes Gespräch.

MITTWOCH,
17. AUGUST 2011

Es gibt kein Internet hier, noch nicht mal über ein Modem.

Damit, nicht online gehen zu können, hatte ich nicht gerechnet. Natürlich habe ich vorher recherchiert, aber die Kommune hat keine Website und außer einer Wegbeschreibung habe ich kaum praktische Informationen gefunden. Nur nutzlose Kommentare in irgendwelchen Foren, Sachen wie *Oh, es ist toll da, so friedlich und wunderschön*. Mir ist schon klar, dass Kommunen Orte sind, an denen die Leute »zurück zur Natur« gelangen wollen, aber soweit ich das verstanden habe, leben und arbeiten sie dort mehr oder weniger dauerhaft, daher hatte ich angenommen, dass man hier auch ins Internet kommt. Spanien ist schließlich kein Entwicklungsland.

Ich kann ja verstehen, dass Tess etwas Abgelegenes gesucht hat, aber im Gebirge, ohne auch nur einen Telefonmast in Sicht? Das scheint mir doch ein bisschen übertrieben. Warum hat sie von allen Orten auf der Welt, an denen sie ihre letzten Tage hätte verbringen können, ausgerechnet diesen ausgewählt?

Zugegeben, die Lage hat auch ihre Vorteile. Ich habe mein Zelt auf

einer Lichtung mit Aussicht über das ganze Tal aufgeschlagen. Die umliegenden Berge sind riesig und schimmern, je nach Entfernung, in verschiedenen Schattierungen von Grün, Blau und Grau. Zu ihren Füßen fließt ein schmaler silbriger Fluss. Die höchsten Gipfel sind schneebedeckt: ein absurder Anblick bei dieser Hitze. Jetzt, als es auf den Abend zugeht, verdunkelt sich der Himmel zu einem diesigen Blau.

Hier oben wohnt eine Frau, die sich wie eine Elfe kleidet – mit einem Oberteil, das ihren Bauch frei lässt, und Sandalen, die sie bis zu den Knien schnürt. Eine andere hat leuchtend rotes Haar, das sie auf beiden Seiten des Kopfes wie Hörner aufdreht. Viele von den Männern haben lange Haare und Bärte und ein paar von ihnen tragen diese Gewänder, in denen sie wie Priester aussehen.

Die meisten allerdings erinnern eher an die Bettler vor den Geldautomaten in der Kentish Town Road, nur dass sie wesentlich sonnengebräunter sind. Ich hatte eigentlich gedacht, dass ich hier gar nicht so sehr auffallen würde – Mum hat immer gesagt, ich hätte Haare wie ein Hippie: lang, bis fast zur Taille hinunter, und mit Mittelscheitel –, aber ich fühle mich, als käme ich von einem anderen Planeten.

Niemand hier scheint besonders viel zu tun. So wie ich das sehe, sitzen die meisten bloß herum, stochern im Feuer und kochen Tee in schmutzigen Töpfen, trommeln oder basteln unidentifizierbare Gegenstände aus Federn und Schnur. Besonders gemeinschaftlich wirken sie auch nicht gerade – das Einzige, was sie miteinander verbindet, ist offenbar das Ziel, zu verwarlosen und dabei keine Miete zu zahlen. Es gibt ein paar Zelte wie meins, die meisten Leute aber schlafen in schäbigen, grell bemalten Bussen oder in Behausungen unter den Bäumen, bestehend aus Plastikfolie und Bettdecken. Alle rauchen und der Besitz eines Hundes scheint obligatorisch, deren Dreck macht allerdings niemand weg. Mein halber Vorrat an Feuchttüchern ging schon allein dafür drauf, die Rollen meines Koffers wieder sauber zu bekommen.

Was die sanitären Einrichtungen angeht, hatte ich ja schon damit gerechnet, dass diese ziemlich rudimentär sein würden, aber ich war doch schockiert, als man mir eine Stelle hinter ein paar Bäumen zeigte, beschildert mit *Scheißloch*. Es ist wirklich nicht mehr als ein Loch im Boden, ohne Möglichkeit zum Hinsetzen und ohne Papier, und wenn man nach unten sieht, kann man die Hinterlassenschaften der anderen bewundern. Nach der Sache mit Mum habe ich mir jedoch geschworen, nie wieder etwas mit den Fäkalien anderer Leute zu tun haben zu müssen, also beschloss ich, mir in einem Gebüsch in der Nähe mein eigenes Loch zu graben.

Natürlich bleibt es jedem selbst überlassen, wie man sein Leben führt, solange man niemand anderen beeinträchtigt. Aber wirklich – so?

Zu Hause in London war ich mir noch absolut sicher, dass Tess hier gewesen sein muss. Alles schien zusammenzupassen. Aber jetzt kommen mir doch wieder Zweifel.

Nichtsdestotrotz habe ich mir ja das Ziel gesetzt, eine Woche hier durchzuhalten und Nachforschungen anzustellen, und genau das werde ich auch tun. Morgen fange ich an, den Leuten Tess' Foto zu zeigen. Ich habe mir schon eine Geschichte zurechtgelegt, der zufolge sie eine Freundin ist, die letzten Sommer hier gewohnt hat und die ich danach aus den Augen verloren habe, von der ich aber vermute, dass sie sich immer noch irgendwo in der Gegend aufhält. Das ist nicht einmal gelogen. Ich werde bloß nicht erwähnen, dass ich nach einem Beweis für ihren Tod suche.

Es ist jetzt fast halb zehn, aber immer noch drückend heiß. Natürlich habe ich mich vorher über die Temperaturen hier informiert, aber ich war einfach nicht richtig darauf vorbereitet, wie sich zweiunddreißig Grad anfühlen. Immer wieder muss ich mir die Finger an einem Handtuch abwischen, damit kein Schweiß in meine Tastatur gerät.

Im letzten August, als Tess in der Kommune gewesen sein muss, war

es sogar noch heißer. Fünfunddreißig Grad, ich habe nachgeschaut. Aber sie mochte diese Hitze. Sie hat auch ziemlich ähnlich ausgesehen wie diese Leute hier, mit ihren spitzen Schulterblättern. Vielleicht hat sie sogar so ein Oberteil wie das der Elfenfrau getragen – besessen hat sie solche Kleider auf jeden Fall.

Ich habe den Reißverschluss an meinem Zelt geöffnet und blicke auf ein riesiges Gewirr von Sternen und auf den Mond, der beinahe genauso hell strahlt wie mein Laptopbildschirm. Der Platz liegt jetzt ruhig da, mit Ausnahme des Summens der Insekten und, wie ich glaube – nein, hoffe –, eines Generators in der Nähe. Dem werde ich morgen nachgehen. Zwar habe ich einen Ersatzakku für meinen Laptop dabei, aber Strom brauche ich ja trotzdem.

Denn das, müssen Sie wissen, habe ich vor, solange ich hier bin: genau aufschreiben, was passiert ist.

Die Idee habe ich von Tess. Eins der ersten Dokumente, die sie mir geschickt hat, war eine Autobiografie, die sie einmal für einen Psychiater schreiben sollte. Der Text hat mir einiges an nützlichen Informationen geliefert, war jedoch, wie alles, was von Tess kam, auch voller Abschweifungen und Ungereimtheiten, voller Emotionen, die die Fakten rückblickend verschleierte. Das hier soll anders werden. Ich will bloß die Wahrheit wiedergeben. Einen Teil davon habe ich schon den Leuten von der Polizei erzählt, aber auch sie kennen nicht die ganze Geschichte. Es erscheint mir wichtig, dass es eine definitive Aufzeichnung gibt.

Von manchen Dingen weiß niemand etwas, zum Beispiel von Connor. Nicht dass ich überhaupt jemanden gehabt hätte, dem ich es hätte anvertrauen können. Die Polizei wäre, wie ich annehme, nicht sonderlich interessiert gewesen. Und außerdem, selbst wenn es jemanden gegeben hätte, hätte ich es demjenigen wahrscheinlich trotzdem nicht erzählen können. Wann immer er, Connor, in meinem Kopf auftauchte – was ziemlich regelmäßig der Fall war, selbst während der Sache mit

der Polizei, selbst als ich dachte, ich müsste ins Gefängnis –, war es, als wäre ich allergisch gegen ihn. Einen Moment lang fühlte ich mich furchtbar elend, bis mein Kopf den Gedanken regelrecht abstieß, so als wollte er mich vor den damit verbundenen starken Gefühlen schützen.

Noch habe ich mich nicht entschieden, was ich später hiermit anfangen soll. Vielleicht gar nichts. Ganz sicher werde ich es nicht ins Internet stellen. Ich weiß, das machen wir jungen Leute heute offenbar so, aber mir hat der Gedanke nie gefallen. Der Welt Informationen mitteilen, nach denen niemand gefragt hat, davon ausgehen, dass andere sich für mein Leben interessieren, das kommt mir alles so sinnlos und auch unhöflich vor. Natürlich haben wir auf Red Pill auch oft unsere Meinung dargelegt, aber das war etwas anderes. Dort ging es immer um rationale Diskussionen über philosophische Themen, nicht um irgendwelchen Blödsinn, der uns gerade in den Sinn kam. Okay, manche Leute haben die Seite mehr als eine Art Beichtstuhl genutzt und endlose Beschreibungen ihres Lebenswegs und ihrer schrecklichen Kindheit gepostet, quasi als Ventil für ihre Existenzangst. Aber dabei habe ich nie mitgemacht. Ich habe nie irgendetwas Persönliches preisgegeben. Tatsächlich bin ich mir ziemlich sicher, dass außer Adrian dort niemand wusste, wie alt ich war, oder auch nur, dass ich ein Mädchen bin.

Also, zunächst mal möchte ich klarstellen, dass Adrian sich keineswegs besonders »labile« und »sozial isolierte« Menschen als »Opfer« ausgesucht hat. Auch wenn Diana, die Polizeipsychologin, einen Riesenscandal um die Tatsache gemacht hat, dass Mum gestorben ist und ich allein lebe. Aber erstens war Mum schon drei Monate tot, als ich die Seite entdeckte, und zweitens ist es auch nicht so, als hätte ich nie einen Computer angerührt, als sie noch am Leben war. Zwar stimmt es, dass meine Internetaktivitäten nach ihrem Tod stark zugenommen haben, aber das scheint mir lediglich die logische Konsequenz von so viel freier Zeit zu sein.

Schon möglich, dass das alles, wenn Mum noch gelebt hätte, etwas anders abgelaufen wäre, weil sie mich an jenem Tag bestimmt nicht zu dem Treffen mit Adrian am Hampstead Heath gelassen hätte. Aber wer weiß, vielleicht hätte ich sie ja auch angelogen. Ich hätte ihr erzählen können, ich müsste zum Sehtest, oder irgendeine andere Ausrede erfinden, die ein paar Stunden außer Haus gerechtfertigt hätte. Sicher, ich habe sie nicht ständig hintergangen, aber wenn diese Geschichte mich eins gelehrt hat, dann, dass es manchmal nötig ist, die Wahrheit zugunsten des großen Ganzen zu verschleiern.

Es lässt sich also unmöglich beweisen, ob ich mich, wenn Mum noch am Leben gewesen wäre, mit Adrian und Tess eingelassen hätte oder nicht. Demnach ist es zwecklos, Spekulationen darüber anzustellen.

Und was das Thema »sozial isoliert« angeht: Es stimmt, seit sie gestorben ist und ich nach Rotherhithe gezogen bin, hatte ich nicht besonders viel Kontakt zu anderen Menschen. Mum und ich haben unser Leben lang im selben Haus in Kentish Town gewohnt und die neue Wohnung war weit weg von allen Leuten, die ich kannte. Vorher wusste ich ja noch nicht mal, dass Rotherhithe überhaupt existiert. Als Diana das hörte, schien sie es irgendwie für wichtig zu halten, denn sie fragte mich, warum ich mir absichtlich einen derart abgelegenen Ort ausgesucht habe. Aber so war es gar nicht; ich bin nämlich ganz zufällig dort gelandet.

Als Mum die Prognose erhielt, dass sie nur noch ein Jahr zu leben hatte, beschlossen wir, das Haus zu verkaufen und mir eine Eigentumswohnung zu suchen, in die ich nach ihrem Tod einziehen konnte. Die Gründe waren rein finanzieller Art. Das Haus war mit einer großen Hypothek und hohen Schulden belastet, und obwohl ich und eine vom Staat gestellte Krankenschwester, die jeden Tag mit der Medizin kam, bis dahin für Mum gesorgt hatten, hatten wir entschieden, dass wir uns für ihre letzten Monate noch eine private Hilfe ins Haus holen würden. Durch den Verlauf ihrer MS würde sie schon bald ins und aus dem Bett

und auch auf die Toilette gehoben werden müssen und das schaffte ich nicht allein. Außerdem würde ich mir in näherer Zukunft einen Job suchen müssen, und da ich keinen Uni-Abschluss hatte, beschlossen wir, dass ich einen Fernkurs als Computersoftware-Testerin belegen würde. Damian, der Sohn einer Freundin von Mum, hatte gerade seine eigene Softwaretest-Firma gegründet und sie veranlasste, dass ich als freie Mitarbeiterin von zu Hause aus für ihn arbeiten konnte, sobald ich den Kurs abgeschlossen hatte. Um die Qualifikation zu erlangen, würde ich drei Stunden am Tag lernen müssen, was ein weiterer Grund dafür war, uns Unterstützung zu holen.

Mum und ich rechneten hin und her, um herauszufinden, wie viel Geld uns für meine Wohnung bleiben würde. Die Antwort war: nicht viel. Kentish Town war zu teuer, also konzentrierten wir uns auf Gegenden, die etwas weiter außerhalb lagen, doch die einzigen Angebote in unserer Preisklasse waren schlicht unbrauchbar: ehemalige Sozialwohnungen im obersten Stock gruseliger Hochhäuser oder, in einem Fall, direkt an der North Circular, einer schmutzigen, sechsspurigen Straße, über die Mum und ich immer mit dem Bus zum Einkaufszentrum gefahren waren. Oft schaffte ich es nicht mal durch die Eingangstür, ohne dem Makler direkt zu sagen, ich hätte genug gesehen.

Wieder zu Hause, erzählte ich Mum von den Wohnungsbesichtigungen und schockierte sie mit Beschreibungen schmutziger Auslege-ware im Flur oder auf Ziegelsteinen aufgebockter Autos in der Einfahrt. Penny, die Frau, die wir für Mums Pflege eingestellt hatten, belauschte unsere Gespräche und sah eines Tages vom Immobilienteil ihres Daily Express auf.

»Hier steht, die Gegend um Rotherhithe wäre ein guter Tipp für den Kauf von Immobilien«, sagte sie und betonte das letzte Wort, als hätte sie diesen Ausdruck noch nie gehört. »Wegen der Olympischen Spiele.«

Ich beachtete sie nicht. Sie war eine beschränkte Frau, die mit ihren

banalen Meinungen nie hinterm Berg hielt und immer ein unglaubliches Gewese um ihr Mittagessen machte, weswegen ich schon bald so tat, als wäre sie gar nicht da. Aber sie ließ nicht locker und mischte sich immer wieder mit Bemerkungen über Rotherhithe in unsere Gespräche ein. Schließlich beschlossen Mum und ich, dass ich mir eine Wohnung in der Gegend ansehen würde, die in unser Budget passte, einfach nur, damit Penny den Mund hielt.

Die Wohnung lag im ersten Stock über einem indischen Restaurant in der Albion Street, kurz hinter dem Rotherhithe-Tunnel. Draußen am Restaurant hing ein riesiges Schild mit dem (niemand Speziellem zugeschriebenen) Zitat, dort gebe es »*die besten Currys von ganz Rotherhithe*«. Die Albion Street war klein, aber belebt; Teenager auf Fahrrädern rasten durch die kauflustige Menge auf dem überfüllten Gehweg und aus einem Friseurladen wummerte laute Musik. Im Pub an der Ecke waren die Fenster mit Union Jacks verhängt, sodass man nicht hineinschauen konnte, und draußen vor der Tür standen Männer mit Biergläsern und Zigaretten, obwohl es erst drei Uhr nachmittags war. Als ich das Haus mit der Wohnung fand, glänzte die Eingangstür vor Fett und auf der Schwelle lagen die Überreste eines Brathähnchens – ein Haufen abgenagter Knochen.

Das war wenig vielversprechend, aber da ich nun schon mal den ganzen Weg hier raus gekommen war – mit der U-Bahn hatte es von Kentish Town aus über eine Stunde gedauert –, beschloss ich, mir die Wohnung wenigstens kurz anzuschauen.

Wie es aussah, stand sie schon seit einer ganzen Weile leer; die Tür öffnete sich nur widerwillig, weil sich auf der anderen Seite ein riesiger Haufen Post türmte. Beim Hereinkommen schlug mir starker Zwiebelgeruch entgegen.

»Das ist nur nachmittags für ein paar Stunden so«, sagte der Makler, »wenn die da unten mit dem Kochen anfangen.«

Als Erstes führte er mich in ein unscheinbares Schlafzimmer und dann in die Küche. In der Anzeige hatte etwas von einer *inoffiziellen* Dachterrasse gestanden, die sich jedoch lediglich als schmaler Streifen Asphalt vor dem Fenster mit Blick auf den Hinterhof des Restaurants entpuppte. Dieser Hinterhof schien hauptsächlich als Müllablageplatz zu dienen und stand voller Fässer mit altem Speiseöl und leerer Nescafé-Behälter in Gastronomiegröße. Ein einsamer Strauch wuchs aus einem Spalt im Beton. Als der Makler mich wieder zurück in den schmalen Flur dirigierte, kratzte sein Autoschlüssel über die Wand und hinterließ zwei Macken im weichen Putz.

Schließlich betraten wir das Wohnzimmer. Es war dunkel, obwohl die Sonne schien. Den Grund dafür entdeckte ich schnell: Das Restaurantsschild draußen überragte die untere Hälfte des Fensters und sperrte so das Licht aus.

Einen Augenblick standen wir in der Düsternis, bis ich schließlich meinte, ich würde dann gern gehen. Der Makler schien nicht überascht.

Draußen, während er die Tür wieder abschloss, sagte er: »Na ja, zumindest hätten Sie es nicht weit, um ein Curry zu bekommen.«

Darauf antwortete ich nicht. Später in der U-Bahn jedoch dachte ich, dass das eigentlich ein ganz amüsanter Kommentar gewesen war, also wiederholte ich ihn zu Hause für Mum.

Natürlich hatte ich gehofft, sie würde darüber lachen. Oder zumindest lächeln; zu der Zeit war sie schon ziemlich kurzatmig und die ganze Zeit an ihr Beatmungsgerät angeschlossen. Stattdessen aber sagte sie mit ihrer Darth-Vader-Stimme nur: »Das ist schön.«

»Was?«, fragte ich.

»So praktisch. Wenn du mal keine Lust zum Kochen hast. Du warst ja nie eine besonders gute Köchin.«

Das war nicht die Reaktion, die ich erwartet hatte. Es war lustig ge-

meint gewesen, denn ich konnte scharfes Essen nicht ausstehen. Das war ja der Witz an der Sache. Mit elf hatte ich einmal bei meiner Freundin Rashida zu Hause Hähnchencurry gegessen, woraufhin ich leuchtend rot angelaufen war und mich übergeben hatte. Mum hatte mich abholen müssen.

Ich bin nicht stolz darauf, aber ich wurde wütend. Ich erinnere mich noch, wie ich sie betrachtete, die Maske des Beatmungsgeräts vor ihrem Gesicht und die Schläuche in ihrer Nase, bei deren Anblick mir der lächerliche Gedanke kam, dass sie ihr, anstatt ihr zu helfen, die Gehirnzellen aussaugten, bis nur noch eine leere Hülle von ihr übrig war.

»Ich hasse Currygerichte!«, sagte ich. Und dann noch lauter: »Das weißt du doch! Damals bei Rashida ist mir davon total schlecht geworden, erinnerst du dich denn nicht mehr, verdammt?«

Normalerweise fluchte ich nie und schon gar nicht Mum gegenüber, das zeigt Ihnen vielleicht, wie aufgebracht ich war. Ich weiß noch, wie Penny, die es sich wie immer auf dem Sofa bequem gemacht hatte, von ihrem Sudoku aufsaß und wie Mums Gesicht sich irgendwie zusammenzufalten schien. Ich stürmte in die Küche.

Heute weiß ich – und eigentlich wusste ich es damals auch schon –, dass diese Reaktion vollkommen irrational war, aber ich konnte einfach nicht klar denken. Im Nachhinein glaube ich, dass Mums Erinnerungslücken so etwas wie ein Vorgeschmack darauf waren, wie mein Leben sein würde, wenn sie nicht mehr da war. Wenn es niemanden mehr gab, der diese kleinen Dinge über mich wusste.

Ich blieb ein paar Minuten in der Küche, um mich zu beruhigen. Zu diesem Zeitpunkt war es eigentlich schon gar keine richtige Küche mehr, sondern eher ein Lagerraum für Mums Hilfsmittel und Medikamente. Ich erinnere mich, wie ich die Windelkartons anstarrte, die sich auf dem Esstisch stapelten – demselben Tisch, den Mum früher jeden Abend vor dem Zubettgehen fürs Frühstück gedeckt hatte, dem Tisch, an dem ich

ihr das Schachspielen beigebracht hatte, dem Tisch, an dem sie mir vor meinem Bewerbungsgespräch im Caffè Nero die Haare geflochten hatte –, und mir kam, wenn man es so nennen will, eine Erkenntnis. Mit den Details will ich mich nicht aufhalten, denn, wie gesagt, das hier soll eine Aufzählung der Tatsachen werden, in der Persönliches nichts zu suchen hat. Sagen wir einfach, mir wurde klar, dass jede Stunde, in der ich mir irgendwelche Wohnungen ansah, eine Stunde weniger war, die ich mit Mum verbringen konnte, und dass es außerdem keine Rolle spielte, wie meine neue Wohnung aussah. Damals hatte ich noch nichts vom Prinzip der Mittelmäßigkeit gehört, demzufolge kein Ort im Universum besonderer ist als irgendein anderer, aber irgendetwas in der Art muss ich wohl angewandt haben.

Ich ging zurück ins Wohnzimmer. Mums Kopf war zur Seite gesunken, ihre Augen geschlossen. Sie trug immer diese roten Satinpyjamas, die sie in ihren Bewegungen nicht einschränkten, und das Oberteil war vorn ganz dunkel vor Speichel. Penny wischte ihr wenig effektiv das Kinn ab, also übernahm ich das. Ich strich Mum übers Haar und entschuldigte mich bei ihr, dann legte ich ihre toten Vögelchen gleichenden Hände in meine und erklärte ihr, dass die Wohnung tatsächlich ganz zauberhaft, nahezu perfekt gewesen sei und wir sie unbedingt kaufen sollten.

So kam es also, dass ich nach Rotherhithe zog.

Bei der Beerdigung beteuerten ein paar Freunde von Mum – und ein paar entfernte Verwandte aus York, die ich nie zuvor gesehen hatte –, mich in meiner neuen Bleibe besuchen zu wollen, und ich sollte mich unbedingt melden, wenn ich irgendetwas brauchte. Doch ich ermutigte sie nicht, ihr Versprechen wahrzumachen, und so bedrängten sie mich nicht weiter. Ich nehme an, sie wollten sich nicht in meine Angelegenheiten mischen und dachten wohl auch, dass sich meine eigenen Freunde um mich kümmerten.

Die Einzige, der ich von Mum erzählen wollte, war Rashida, weil sie sie gekannt hatte. Wir hatten uns in der achten Klasse angefreundet, und da ihr Dad sie nicht so oft an den Computer ließ, war sie nach der Schule manchmal mit zu mir gekommen und hatte an meinem gespielt. Mum brachte uns dann immer Schokokekse mit Schlagsahne und erzählte Rashida, wie sie einmal nach Indien hatte reisen wollen, dann aber mit mir schwanger geworden und deswegen nie dort gewesen sei, weswegen sie hoffe, dass ich diese Reise eines Tages machen würde. Damals, bevor sie krank wurde, zeigte ich meine Ungeduld ganz offen, wenn sie sich derart wiederholte und dummes Zeug redete. Dann sagte ich Sachen wie »Aber ich will nicht nach Indien!« und Rashida kicherte und flüsterte mir zu: »Ich auch nicht.«

Ich hatte schon seit ein paar Jahren nicht mehr mit Rashida gesprochen, aber bei Facebook verfolgt, was sie so machte, daher wusste ich, dass sie mit ihrem Verlobten, einem Unternehmensberater, nach Rottingdean gezogen war. Ich schrieb ihr, dass Mum gestorben sei, und sie antwortete, das tue ihr leid, und wenn ich mal in Rottingdean sei, müsse ich sie und Stuart unbedingt mal besuchen. Mir fiel auf, dass sie ein neues Foto gepostet hatte, auf dem sie mit ihrem Verlobungsring prahlte, und ihre Nägel waren so lackiert wie die der Mädchen in meiner Schule, mit diesem albernen weißen Streifen oben. Sehr enttäuschend.

Sonst sagte ich es niemandem, aber ich gab meine Adressänderung auf Facebook bekannt. Daraufhin schrieb mir ein Mädchen namens Lucy, das zusammen mit mir im Caffè Nero gearbeitet hatte, dass sie nun Geschäftsführerin eines Sandwichladens in der Nähe von Canary Wharf sei und wir uns doch mal treffen sollten. Aber Lucy war immer ziemlich seltsam gewesen. Früher war sie ständig in der Mittagspause in die Drogerie ein paar Häuser weiter gegangen und hatte Testexemplare von Schminkartikeln gestohlen. Sie hatte jedes Mal gefragt, ob sie für mich auch irgendetwas klauen solle, und war dann beleidigt, wenn ich

Nein sagte, obwohl sie doch eigentlich hätte sehen müssen, dass ich gar kein Make-up benutzte.

Ich hatte dreiundsiebzig weitere Freunde auf Facebook, hauptsächlich Mädchen aus der Schule, aber das zählte nicht. Der ganze Jahrgang war miteinander »befreundet«. Es war wie zu Weihnachten, wenn jeder jedem eine Karte schrieb, ob man sich mochte oder nicht, nur damit man auch eine zurückbekam und beim Mittagessen vergleichen konnte, wer den größten Stapel hatte. Ein paar von ihnen waren sogar regelrecht gemein zu Rashida und mir gewesen, was erst in der Zehnten etwas nachließ, als sie anfangen, sich für Jungs zu interessieren, und ihre Aufmerksamkeit daher den Mädchen zuwandten, die sie als Konkurrenz wahrnahmen.

Hin und wieder postete jemand eine offene Einladung für eine Party. Einmal bin ich zu einer gegangen, die Tash Emmerson organisiert hatte. Das war 2009; Mum hatte es vorgeschlagen, nachdem uns beiden aufgefallen war, dass ich seit sieben Monaten nichts mehr unternommen hatte. Die Party fand in einer höhlenartigen Bar in Holborn statt und es lief schrecklich laute Musik. Ganz besonders erinnere ich mich an ein Lied, in dem es immer wieder hieß: »Tonight's going to be a good night«, was ich ziemlich ironisch fand. Ein Glas Orangensaft kostete drei Pfund fünfzig. Alle redeten von ihren Erfahrungen an der Uni, wozu ich nichts beizusteuern hatte, und ansonsten fotografierten sie einander hauptsächlich. Allein mit ihnen zusammen zu sein erschöpfte mich so, dass ich mich schließlich in einer Ecke an die Wand lehnte.

Seltsamerweise schienen viele von ihnen Wert darauf zu legen, sich mit mir fotografieren zu lassen, obwohl wir, wie gesagt, gar nicht wirklich befreundet waren. Ich weiß noch, wie Louise Wintergaarden und Beth Scoone plötzlich von beiden Seiten auf mich zutraten und die Arme um mich legten, als wären wir die besten Freundinnen. Als das Foto gemacht war, ließen sie die Arme sinken und verschwanden ohne ein

weiteres Wort. Danach kamen Lucy Neill und Tash und Ellie Kudrow. Als sie die Fotos auf Facebook stellten, machten sie sich nicht mal die Mühe, mich zu taggen. Eins der Fotos zeigte ich Mum und sie meinte, diese Mädchen sähen furchtbar billig aus mit ihren blondierten Haaren und den orangefarbenen Gesichtern und ich würde wie Aschenputtel zwischen seinen zwei bösen Stiefschwestern wirken. Was ich ihr nicht sagte, war, dass jemand eins der Fotos kommentiert hatte mit: *Ah, der gute alte Stell-dich-neben-eine-Planschuh-Trick?* Mir war das egal, aber ich wusste, Mum wäre traurig darüber gewesen.

Danach ging ich auf keine Party mehr, aber ihre Facebook-Seiten besuchte ich weiterhin. Meist verstand ich allerdings überhaupt nicht, worum es eigentlich ging. Es gab viel Tratsch über Leute, die ich nicht kannte, oder Anspielungen auf Fernsehsendungen, Promis oder YouTube-Clips, von denen ich noch nie gehört hatte. Manchmal klickte ich auf die Links, über die sie alle so begeistert waren, aber es war immer bloß irgendwelcher Quatsch wie ein Foto von einem Katzenjungen, das in ein Weinglas gequetscht worden war, oder ein Video von einem Teenager in Moskau, der in seinem Zimmer stand und schief sang. Und dazwischen immer wieder diese Fotos von ihnen selbst, aufgebrezelt bis zum Gehnichts, die Wangen eingesaugt, ein Bein vor das andere gestellt wie Zirkuspferde. Es war, als hätten sie alle ein Training absolviert, zu dem ich nicht eingeladen worden war – und sowieso nicht gekommen wäre –, bei dem sie gelernt hatten, dass man sich zwingend die Haare glätten, die Nägel mit diesem weißen Streifen an der Spitze lackieren, seine Uhr auf der Innenseite des Handgelenks und die Handtasche in der Ellbogenbeuge tragen musste, den Arm schlapp erhoben, als wäre er gebrochen.

Mit ihren Status-Updates war es dasselbe. Manchmal posteten sie irgendwelche rätselhaften Aussagen, die ohne Kontext gar keinen Sinn ergaben, wie: *Manchmal ist es besser, wenn man gewisse Dinge nicht*

weiß oder *Tja, das war's dann wohl*, ohne überhaupt zu erklären, was sie damit meinten. Ihre Leben waren voller banaler Dramen. Ich erinnere mich, wie Raquel Jacobs einmal schrieb, ihr sei – *OMG!* – ihre Monatsfahrkarte ins Klo gefallen. Also echt, wer muss oder will denn so was wissen? Mir kam das alles unglaublich dumm und sinnlos vor und doch antworteten sie einander, als wären diese Dinge interessant und wichtig und lustig, in einer erfundenen Sprache mit Sachen wie *Whhhhooop* oder mit falsch geschriebenen Wörtern wie *SüZze* oder grundlosen Abkürzungen, und setzten überall dieses XXX hinter jeden Satz.

Nicht dass ich selbst so hätte sein wollen. Ich verstand bloß nicht, wie es sein konnte, dass jeder sich damit auskannte, wusste, wie er sich ausdrücken sollte, und immer korrekt auf Kommentare antwortete. Sogar Leute, die in der Schule so begriffsstutzig gewesen waren wie Eva Greenland, schienen dazu fähig.

Ganz selten stellte jemand eine vernünftige Frage, wie zum Beispiel: *Was sind die Vorteile einer externen Festplatte gegenüber der in den PC eingebauten?* Darauf antwortete ich dann und bekam manchmal auch eine Reaktion zurück. Esther Moody erwiderte *Thx du bist suuuupi <3*, nachdem ich ihr erklärt hatte, wie sie bei Google die AutoFill-Funktion deaktivieren konnte. Aber der Löwenanteil von dem, was sie schrieben, war vollkommener Blödsinn und hatte für mein Leben keinerlei Relevanz.

Was ich damit sagen will, ist wohl: Wenn ich »isoliert« gewesen sein sollte, dann war das meine eigene Entscheidung. Wäre mir danach gewesen, hätte ich mich ja mit Lucy aus dem Caffè Nero treffen oder wieder zu einer der Facebook-Partys gehen können. Aber dazu verspürte ich nicht den geringsten Drang.

Ich war gern allein. Vor Mums Krankheit war alles wunderbar gewesen. Ich hatte die Abende und Wochenenden lesend oder vor dem Computer oben in meinem Zimmer verbracht und sie war unten gewe-

sen und hatte geputzt oder ferngesehen oder eins von ihren Miniaturbildern gemalt und mich hin und wieder zum Essen oder Kuscheln gerufen. Es war perfekt.

Ich hatte die Möbel aus unserem Haus geerbt, die nun eingelagert waren; bevor Mum starb, hatte sie mit Penny vereinbart, dass ihr Sohn die Möbel mit seinem Lieferwagen abholen und zu meiner neuen Wohnung bringen würde. Aber am Ende standen Penny und ich auf keinem so guten Fuß mehr miteinander. Wir hatten einen lächerlichen Streit über ihr Sudokuheftchen, als sie entdeckte, dass ich einige der Rätsel darin gelöst hatte. Ich erklärte ihr zwar, dass ich mir sowieso nur die für Fortgeschrittene vorgenommen hatte, von denen ich wusste, dass sie für sie zu schwierig waren, aber irgendwie schien sie das auch nicht zu besänftigen.

Und als Mum dann starb, hörte Penny nicht auf, sich zu wundern, wie seltsam das doch sei, weil sie am Vortag gar keine Anzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Todes gezeigt habe: »Ihre Füße waren gar nicht kalt und sie hatte doch noch eine ganze Heiße Tasse gegessen.«

Jedenfalls meldete sich ihr Sohn niemals wegen der Möbel. Was aber auch in Ordnung war, denn mir war klar geworden, dass ich sie gar nicht haben wollte. Einmal bin ich mit der U-Bahn zu dem Lagerhaus gefahren und dort sah ich alles wieder – den Wohnzimmertisch mit der Rauchglasplatte; die weiße Kommode, an deren Griffen immer noch die Gummibänder befestigt waren, die wir darangeknotet hatten, damit Mum sie leichter öffnen konnte; die Couchgarnitur aus schwarzem Leder; der Essensgong; der große gerahmte Stammbaum, den sie für neunhundert Pfund hatte anfertigen lassen und der bewies, dass ein entfernter Vorfahr von uns einst mit der Tante von Anne Boleyn verheiratet gewesen war. Besonders erinnere ich mich an die Vitrine, in der Mum immer ihre Miniaturen ausgestellt hatte. Seit ich denken kann, hatte sie in unserem Haus gestanden, und ich hatte es immer geliebt, die Dinge

darin zu bewundern. Dort im Lagerhaus aber war sie plötzlich nur noch ein billiges Möbelstück und die Miniaturen steckten in irgendeinem der dort aufgestapelten und verklebten Kartons. Selbst wenn ich die Vitrine und den Karton mitgenommen, alles abgestaubt und die Miniaturen genauso aufgestellt hätte, wie Mum es getan hatte, wäre es nicht dasselbe gewesen. Also beschloss ich, alles zu lassen, wo es war, und einfach weiter die 119,99 Pfund Miete im Monat zu bezahlen.

Stattdessen kaufte ich mir neue Sachen in dem riesigen Tesco Extra in Rotherhithe. Viel brauchte ich ohnehin nicht: eine aufblasbare Matratze und Bettzeug, einen kleinen Schreibtisch, einen Sitzsack, einen Sandwichtoaster. Meine Bücher stapelte ich nach Farben sortiert an der Wand und meine Kleider bewahrte ich in Müllsäcken auf. Die schmutzigen kamen in einen anderen Müllsack, und wenn der voll war, ging ich damit in den Waschsalon. Da ich zu Hause arbeitete, musste ich mich ja auch für nichts schick machen.

Den Computerkurs bestand ich problemlos und fing, sobald ich mich in der Wohnung eingerichtet hatte, mit dem neuen Job bei Damian, dem Sohn von Mums Freundin, an. Schwierig war die Arbeit nicht. Alle paar Tage schickte er mir einen Link für eine Beta-Seite, die getestet werden musste, woraufhin ich alles durch ein Qualitätssicherungsprogramm laufen ließ, das nach Fehlern, Bugs und Schwachstellen suchte, und Damian am Ende einen Report zurückschickte. Ich wurde pro Auftrag bezahlt und die meisten davon nahmen keinen ganzen Tag in Anspruch. Nur die komplizierteren konnten schon mal zwei Tage dauern. Wenn ich fertig war, blieb ich am Computer sitzen und spielte oder postete später auch Einträge auf Red Pill. Ich hatte meinen Schreibtisch neben dem Fenster aufgestellt und merkte schnell, dass das Restaurant Schild, das die untere Hälfte der Scheibe verdeckte, einen großen Vorteil bot – mein Laptopbildschirm spiegelte nie.

Als alles vorbei war, fragte mich die Polizei, wie ich zu Red Pill gekommen war. Ich habe ihnen erzählt, ich könne mich nicht erinnern und hätte wahrscheinlich einfach auf irgendeinen Link geklickt, aber natürlich wusste ich ganz genau, wie es passiert war. Ich wollte es ihnen bloß nicht verraten.

Wie bereits gesagt: Nachdem ich in meine neue Wohnung gezogen war, verbrachte ich mehr Zeit mit Computerspielen, etwa acht Stunden am Tag. Besonders ein Spiel, World of Warcraft, hatte es mir angetan. Ich schätze, ich beschäftigte mich damals so intensiv damit, als wäre das mein eigentlicher Job, und arrangierte die Testaufträge nur darum herum. Mir gefiel, wie schnell die Zeit beim Spielen verging – ganze Nachmittage wurden so effizient vernichtet, als verschlinge man einen Donut mit nur zwei Bissen. Schon bald erreichte ich Level 60 und wurde eingeladen, mich einer netten Gilde anzuschließen, die sich zwei-, dreimal die Woche zu Raids traf. Bei mehreren Gelegenheiten ernannten sie mich zur Anführerin, und während eines Online-Treffens, bei dem wir uns eine Strategie für einen Raid zurechtlegten, fing einer der Spieler eine Debatte darüber an, wie sehr die Entscheidungen, die man im Spiel traf, die eigene Philosophie reflektierten. Zum Beispiel, ob man nach einem Raid das Gold, das man dabei erbeutete, mit den anderen Mitspielern teilte oder alles für sich behielt. Da ich mir nie zuvor solche Gedanken gemacht hatte und diese Herangehensweise interessant fand, empfahl er mir eine Website namens redpill.co.uk. *Eine ziemlich coole Philosophie-Seite*, schrieb er. *Das wird dich umhauen*. Er mailte mir einen Link zu einem Podcast des Mannes, der die Seite betrieb, Adrian Dervish.

Obwohl ich mir seither insgesamt fast einhundert von Adrians Podcasts angehört habe, erinnere ich mich an jenen ersten noch ganz genau. Ich habe mir auch Notizen dazu gemacht – ich mache mir zu allem, was wichtig ist, Notizen –, aber die muss ich nicht mal zurate

ziehen. Der Titel lautete: *Ist das, was ich hier vor mir sehe, ein Laptop?*, und Adrian eröffnete mit den Worten: »Also, liebe Leute, die heutige Frage ist folgende: Wie viel wissen wir tatsächlich?« Dann nahm er die Zuhörer mit auf einen Kurztrip durch die klassische Erkenntnistheorie, der bei Sokrates begann und mit *Matrix* (zufällig einer meiner Lieblingsfilme) endete. Er traf eine Aussage: »Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass ich gerade in ein Mikrofon spreche«, nur um dann einzuwenden: »Halt! Was genau bedeutet denn eigentlich ›hundertprozentig?« Das erinnerte mich an diese russischen Puppen: In jeder Idee verbarg sich wieder eine neue. Ich weiß noch, wie er während des Podcasts mit diesem Halt! nur so um sich warf und sich dabei königlich zu amüsieren schien.

Adrians Stimme hatte etwas an sich, das mich sofort in ihren Bann zog. Er war Amerikaner und sein Akzent klang warm und vertrauenswürdig. Da redete er von absolut bewusstseinsweiternden Dingen und trotzdem klang es nett und heimelig, wenn er zwischendurch Sachen wie »liebe Leute« oder »Donnerwetter!« sagte. »Das ist jetzt was, in das man sich philosophisch so richtig schön verbeißen kann«, erklärte er zum Beispiel. Oder: »Wenn ihr das schon interessant fandet, dann wartet mal ab, was ich als Nächstes für euch aus dem Hut zaubere.« Nach ein paar Minuten hielt ich den Podcast an, legte mich auf den Boden, den Laptop ganz dicht an meinem Ohr, sodass er den Lärm der Straße übertönte, und fing noch mal von vorne an.

Nach dem ersten Podcast machte ich mir einen Sandwichtoast mit Käse und hörte mir danach weitere vier am Stück an. Unterdessen erforschte ich die Website. Ihr Motto lautete: Entscheide dich für die Wahrheit. Der Name Red Pill war natürlich eine Anspielung auf *Matrix*: In diesem Film werden den Figuren, die nicht wissen, dass sie in einer virtuell simulierten Welt leben, zwei Pillen zur Wahl angeboten: eine blaue, nach deren Einnahme sie weiter in Unwissenheit leben, und eine

rote, die sie mit der Realität konfrontiert, egal, wie erschütternd diese auch sein mag.

Ich sah mich in den Foren um. In einem davon diskutierten die Mitglieder über den Laptop-Podcast. Ich erinnere mich, wie beeindruckt ich von ihrer Fähigkeit war, sich deutlich zu artikulieren und überzeugend zu argumentieren. Ich las einen Standpunkt, der mir völlig vernünftig vorkam, nur um kurz darauf eine Gegenmeinung zu lesen, die mir ebenso einleuchtend erschien. Zum Beispiel weiß ich noch, dass ein Mitglied – ich glaube, es war Randfan – die Ansicht vertrat, nur ein absoluter Ignorant könne behaupten, sich sicher zu sein, dass irgendetwas im Reich der Wahrnehmung tatsächlich existierte. *Wir wissen nur, was wir wahrnehmen, und das ist alles, was wir je wissen werden.* Worauf Juliethecat erwiderte: *Aber woher weißt du, dass das so ist? Oder vielmehr, woher weißt du, dass du weißt, dass das so ist?* Sie diskutierten über all diese gewaltigen, abstrakten Ideen, als wären sie vollkommen alltäglich, so beiläufig, wie Mum und Penny darüber geplaudert hatten, welcher Supermarkt in jener Woche die besten Angebote hatte.

Neben den Foren für die »reine« Philosophie gab es auf der Homepage auch andere, die spezifischeren und zeitgenössischeren Themen gewidmet waren, wie zum Beispiel der Frage, ob jemanden zum Essen einzuladen im Prinzip dasselbe war, wie die Dienste einer Prostituierten in Anspruch zu nehmen, oder ob es ethisch vertretbar war, Musik aus dem Internet herunterzuladen. Es gab auch die Möglichkeit, ein Dilemma aus seinem echten Leben zu posten und sich Rat bei den anderen zu holen. Ein weibliches Mitglied schrieb, sie habe bei der Arbeit eine neue Freundin gefunden und zunächst gedacht, sie habe eine ähnliche Weltsicht wie sie selbst, dann aber habe sie herausgefunden, dass diese Freundin an Engel glaubt, und nun wisse sie nicht, wie sie mit ihr reden solle.

Auf der Startseite fand sich ein Grußwort von Adrian, in dem er sich

als Gründer der Website vorstellte und erklärte, er sei, auch wenn er sich für jegliche Art von philosophischen Themen interessiere, im Herzen doch vor allem libertär gesinnt. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich nicht wusste, was dieses Wort bedeutete. Ich hatte bis dahin nicht mal davon gehört. Der Libertarianismus, erläuterte er weiter, gehe davon aus, dass den Menschen ihre Körper und die Früchte ihrer Arbeit selbst gehörten, und lehne jegliche Zwänge ab – im Grunde laufe es darauf hinaus, dass wir alle das Recht hätten zu tun, was immer wir wollten, solange dadurch die Freiheit anderer Individuen nicht verletzt werde. Dem konnte ich nicht widersprechen.

Manche Mitglieder waren geradezu besessen von den politischen und wirtschaftlichen Aspekten des Libertarianismus, voller Pläne, Regierungen abzusetzen und Steuern abzuschaffen, aber die hielten sich hauptsächlich in den entsprechenden Foren auf und man konnte ihnen leicht aus dem Weg gehen. Die Mehrzahl blieb ein oder zwei Themen treu, die sie am meisten interessierten; ich zum Beispiel verbrachte die meiste Zeit im Ethik-Forum, aber es gab auch welche für Religion, Kunst, Logik und Mathematik und so weiter.

Die Homepage war wie ein Gegengift für den Rest des Internets, ja sogar für den Rest der Welt. Nur rationales Denken wurde toleriert und denen, die von diesem Kurs abwichen, ließ man ein solches Verhalten nicht lange durchgehen. Hier wählte man seine Worte mit Bedacht – »buchstäblich« bedeutete auch »buchstäblich« – und im Unterschied zu anderen Foren wurden korrekte Rechtschreibung und Zeichensetzung erwartet.

Was nicht heißen soll, dass es keine freundliche Gemeinschaft gab. Verbannt wurden nur diejenigen von der Seite, die sich einem der Grundsätze von Red Pill völlig entgegenstellten – wenn man zum Beispiel kein Atheist war –, oder, als letzter Ausweg, solche unverbesserblichen Querulanten wie JoeyK.

Man konnte es stets kommen sehen, wenn eine Verbannung bevorstand. Es fing damit an, dass ein Mitglied im Forum immer dreister wurde und Adrian aus purer Streitlust widersprach, einfach weil er oder sie sich für unglaublich clever hielt. Adrian widmete sich der betreffenden Person zunächst geduldig und versuchte sie mit rationalen Argumenten zur Räson zu bringen, wenn sie jedoch weiterhin Probleme machte, niemanden mehr zu Wort kommen ließ und den anderen nur den Spaß verdarb, blieb Adrian nichts anderes übrig, als sie zu bitten, die Seite zu verlassen. Sein Motto war: Wenn jemand so sehr gegen das war, was er sagte, musste es einen besseren Ort für ihn geben. Da draußen existierten schließlich jede Menge Philosophie-Seiten.

Nach ein paar Wochen, in denen ich mir Podcasts anhörte und mich in den Foren herumtrieb, wagte ich den Sprung ins kalte Wasser und wurde Mitglied. Ich wählte einen Usernamen, Schattenfell, und überlegte eine Weile, welches meiner Lieblingszitate ich als Signatur wählen sollte. Schließlich entschied ich mich für Douglas Adams' *Glauben Sie nichts, was Sie im Internet lesen. Außer das hier. Na ja, eingeschlossen das hier, schätze ich*. Das bringt mich immer wieder zum Lachen.

Meinen ersten Kommentar postete ich in einer Diskussion über Altruismus – es ging darum, ob eine Handlung wirklich selbstlos sein kann oder wir immer nur das tun, was letztendlich doch uns selbst zugutekommt. Die Teilnehmer waren sich durchweg einig, dass nichts, was wir tun, selbstlos ist, aber da war ich anderer Meinung. Ich stellte das Argument in den Raum, dass, wenn wir anderen Menschen sehr nahe stehen, die Unterscheidung zwischen »am besten für mich« und »am besten für andere« nur noch eine künstliche sei. »Am besten für mich« sei es schließlich auch oft, den eigenen Nutzen zu opfern, um anderen zu helfen. Innerhalb von Sekunden antwortete jemand und stimmte mir zu, wies jedoch noch auf ein Detail hin, das mir entgangen war, dann kamen noch andere hinzu und es entwickelte sich eine richtige Debatte.

Hobbesianer2009 schrieb: *Guter Einstand, Schattenfell!* Die meisten neuen Mitglieder der Seite posteten wohl als Erstes eher einen schüchternen Vorstellungsbeitrag, anstatt sich gleich in eine Diskussion zu stürzen. Ich hatte also einiges Aufsehen erregt.

Zwei Wochen später beschloss ich, selbst einen Thread zu starten. Eine Weile grübelte ich über ein geeignetes Thema nach; es musste einigermaßen spektakulär sein, aber nicht so unerhört oder provokant, dass ich wie ein Troll wirkte. Schließlich entschied ich mich für eine Frage, die mir schon länger durch den Kopf ging: War es in Ordnung, wenn jemand sein Leben lang nichts anderes tat als das, was er wollte – zum Beispiel World of Warcraft spielen –, solange er sich dabei selbst erhalten konnte und niemand anderem Schaden zufügte?

Unmittelbar nach meinem Posting fürchtete ich einige beunruhigende Minuten lang, niemand würde darauf eingehen, dann aber bekam ich den ersten Kommentar angezeigt. Insgesamt erhielt der Thread sieben Antworten, was, wie ich erfuhr, ein sehr guter Schnitt war. Die meisten Stammgäste der Seite betrachteten Neulinge zunächst mit Skepsis und warteten erst mal ab, bis diese bewiesen, wie ernst es ihnen mit dem Forum war, bevor sie sich mit ihnen einließen. Zu meiner Überraschung beteiligte sich sogar Adrian an der Diskussion. Seiner Meinung nach waren Menschen, die das Glück eines sicheren Auskommens hatten, verpflichtet, einige ihrer Privilegien zu nutzen, um anderen zu helfen, die keinen so guten Start ins Leben gehabt hatten.

Ich will nicht behaupten, dass mir das Diskutieren auf Red Pill von Anfang an leichtfiel, aber ich fand mich schnell ein. Besonders sagte mir zu, dass man, wenn man das Handwerkszeug einmal besaß, es auf so ziemlich jedes Thema anwenden konnte, selbst auf solche, mit denen man keinerlei Erfahrung hatte. Zum Beispiel trug ich erheblich zu einer Diskussion darüber bei, ob es ethischer ist, Kinder zu adoptieren, als selbst welche zu bekommen. In den nächsten paar Wochen nahm

ich an vielen Debatten teil und verbrachte einen Großteil meiner Abende damit. Ich lernte die Stammgäste kennen. Obwohl die Seite auf der ganzen Welt fast viertausend registrierte Mitglieder hatte, gab es nur etwa fünfzig Leute, die regelmäßig mitdiskutierten, also waren sie schon bald alte Vertraute für mich.

Es war eine recht geschlossene »Clique«, aber wenn man in seinen Beiträgen ein bisschen Intelligenz und logisches Denkvermögen an den Tag legte, fand man trotzdem Zugang dazu. Schritt für Schritt akzeptierten sie mich und ich erlebte einen besonderen Glücksmoment, als einmal ein Neuling etwas über ein Ethik-Thema postete und Keinschaf daraufhin schrieb: *Schattenfell, wir brauchen dich!*, weil bekannt war, dass dieses spezielle Feld zu meinen Stärken gehörte.

Außerdem fing ich an zu lesen. Adrian hatte eine Liste von Büchern online gestellt – den »Kanon«, wie er sie nannte –, von denen er meinte, dass sie zum Basiswissen für jeden gehörten, der das Beste aus der Website herausholen wolle, darunter Platons *Dialoge*, Hume, Descartes und Kant. Ich bestellte mir ein paar davon bei Amazon. Ich hatte auch vorher schon viel gelesen, aber eigentlich nur Science-Fiction und Fantasyromane, und anfangs war es in der Tat recht mühselig, aber ich hielt durch und setzte eine Stunde Lesezeit am Abend für mich fest, während der ich mir auch Notizen machte.

Ich hatte mehrere PMs – personal messages – von Adrian erhalten. Die erste war eine Willkommensnachricht direkt nach meiner Registrierung und dann gab es eine weitere, als ich drei Monate Mitglied war, in der er mir dazu gratulierte, die Initiationsperiode überstanden zu haben (offenbar stiegen die meisten vor Ablauf dieser Zeitspanne wieder aus). Dann, nach fast sechs Monaten, in denen ich regelmäßig etwas postete, bekam ich eine PM von ihm, in der er mich fragte, ob ich nicht Lust hätte, mich als Elite-Denkerin zu bewerben.

Die Seite war so aufgebaut, dass man nach dem fünfzehnten Kom-

mentar automatisch vom Status eines NE, eines Neu-Erleuchteten, zum vollwertigen Mitglied aufstieg. Die meisten Leute blieben auf dieser Stufe stehen, nur eine kleine Anzahl wurde dazu eingeladen, den Onlinetest für Elite-Denker zu machen. Dies bedeutete, dass Adrian dem betreffenden Mitglied ein durchdringenderes Verständnis zutraute, und wenn man den Test erfolgreich absolvierte, bekam man Zugang zu einem besonderen Forum, in dem auf höherem Niveau diskutiert wurde. Dafür wurde ein Mitgliedsbeitrag von zwanzig Pfund pro Monat fällig.

In der PM schrieb Adrian, besonders hätten ihm meine Kommentare in der Debatte über den Unterschied zwischen Scham- und Schuldgefühl imponiert. *Da hast du mich wirklich beeindruckt, Schattenfell. Du bist echt ein verdammt helles Köpfchen.* Ich muss schon sagen, das war ein ziemlich aufregender Augenblick.

Natürlich sagte ich Ja.

Adrian schickte mir einen Link zu dem Test, der aus zwei Teilen bestand. Im ersten sollte ich meine Meinung zu einer Reihe ethischer Dilemmas darlegen, ähnlich wie in einer Diskussion auf der Website – zum Beispiel, ob ich einen Menschen töten würde, wenn ich damit fünf andere retten könnte. Der zweite Teil war eher eine Art Persönlichkeitstest, eine Liste von Aussagen, auf die man schlicht mit Ja oder Nein antworten sollte. *Du bist nur schwer für irgendetwas zu begeistern. Du hilfst Menschen gern und forderst keine Gegenleistung. Es fällt dir leicht, Zusammenhänge zu erkennen.*

Ein paar Stunden nachdem ich den ausgefüllten Test abgeschickt hatte, bekam ich eine E-Mail von Adrian, in der er mir mitteilte, dass ich bestanden hätte und fortan Mitglied der Elite-Denker sei. Von da an verbrachte ich die meiste Zeit im ED-Forum, wo es ungefähr fünfzehn sehr aktive Teilnehmer gab, die jeden Tag mehrere Posts einstellten. Einer davon war nun ich.

Dann kam der Tag *jener* Nachricht.

Sie erreichte mich eines Spätnachmittags, als ich an einem längst überfälligen Testreport saß. Seit ich Red Pill entdeckt hatte, war es mit meiner Arbeitsmoral ein wenig bergab gegangen und in der Woche zuvor hatte ich eine etwas unterkühlte E-Mail von Damian erhalten, in der er schrieb, er verstehe zwar, dass ich immer noch um Mum trauerte, aber sollte ich mich auch weiterhin nicht an festgelegte Termine halten, müsse er sich leider jemand anderen suchen.

Dementsprechend war ich gerade damit beschäftigt, diesen Report fertigzustellen, konnte aber dennoch nicht widerstehen und öffnete Adrians PM. Sofort war mir klar, dass es sich um keine seiner gewohnten Nachrichten handelte. Auf der Website wurde ich immer mit meinem Usernamen Schattenfell angesprochen, hier aber benutzte er meinen richtigen Namen. Den musste er aus meinen Kreditkarteninformationen haben.

Die Nachricht lautete: *Leila, ich habe deine Aktivitäten auf der Seite mit großem Interesse verfolgt. Lust auf ein F2F?*

Face to Face. Ein Treffen. Er schlug einen Ort in der Nähe des Hampstead Heath und einen Termin vor – den folgenden Morgen.

Ich weiß noch, wie meine Finger auf der Tastatur plötzlich erschlafften. Mein erster Gedanke war, dass ich irgendetwas falsch gemacht haben musste, doch den verwarf ich schnell wieder. Adrian war ein wichtiger Mann; warum sollte er sich extra mit mir treffen, nur um mir mitzuteilen, dass ich von der Seite verbannt war, wenn er das genauso gut online tun könnte? Außerdem fiel mir nichts ein, womit ich seinen Unmut auf mich gezogen haben könnte. Im Gegenteil, er gratulierte mir ja sogar häufig zu meinen Posts und hatte erst am Vortag dem gesamten Forum verkündet, mit was für einem »erstklassigen Verstand« ich doch gesegnet sei.

Die einzigen anderen Möglichkeiten jedoch waren auf gewisse Weise

noch beängstigender. Entweder zog er es in Betracht, mich zu einer Forums-Moderatorin zu machen, und das Treffen war in Wirklichkeit ein Bewerbungsgespräch, oder aber er wollte etwas ganz anderes von mir. Die Frage war nur – was?

Das genügt für heute. Es ist 4.40 Uhr morgens und meine Augen brennen schon. Durch den Zeltstoff dringt immer mehr Helligkeit und nach der angenehm kühlen Nacht spüre ich, wie die Temperatur schon wieder steigt.